

Es gilt das gesprochene Wort!
Sperrfrist: Neujahr, Montag, 01.01.2024

Dr. Franz-Josef Overbeck
Bischof von Essen

**Predigt im Pontifikalamt an Neujahr – Oktavtag von Weihnachten / Hochfest der
Gottesmutter Maria, im Jahreskreis B
Montag, 1. Januar 2024, 17:30 Uhr – Hoher Dom zu Essen**

Texte: Num 6, 22-27;
Gal 4, 4-7;
Lk 2, 16-21.

Liebe Brüder im geistlichen Amt,
liebe Schwestern und Brüder im pastoralen Dienst,
liebe Schwestern und Brüder im Glauben,
liebe Gemeinde.

I.

Vor einigen Wochen hat eine Untersuchung der beiden großen Kirchen in Deutschland für Schlagzeilen gesorgt: Das Vertrauen in die christlichen Kirchen ist massiv gesunken und immer mehr Menschen unserem Land verlieren auch den Glauben an Gott, so ist dort zu hören.

Wahrscheinlich erleben Sie und wir das auch in unserem persönlichen Umfeld, oft auch in den eigenen Familien und Freundeskreisen. An Gott zu glauben, das ist keine Selbstverständlichkeit mehr!

Noch vor wenigen Jahrzehnten war das anders. Wer einer christlichen Kirche angehörte, musste das nicht ernsthaft begründen. Die große Mehrheit der Bevölkerung gehörte lange Zeit eine der beiden großen Kirchen an. Bis zum Ende des letzten Jahrhunderts waren es noch rund 70 %, in den Nachkriegsjahren nach 1945 sogar bis zu 90 %. Immer schon hat es natürlich intensive Auseinandersetzungen und kontroverse Debatten über Religion und Kirche in Gesellschaft und

Politik gegeben, aber kaum jemand stellte dabei die große gesellschaftliche und religiöse Bedeutung der Kirchen grundsätzlich infrage. Das hat sich drastisch verändert.

Wir haben längst den Punkt überschritten, an dem weniger als die Hälfte der Menschen in Deutschland getauft sind und so einer der beiden großen christlichen Kirchen angehören. Es besteht kein Zweifel: Als Christen werden wir in Deutschland zur Minderheit – mit allen Folgen.

II.

Vielfach ist dabei die Rede davon, dass diese Talfahrt des Christentums in unserem Land die Folge einer fundamentalen Krise der Kirchen sei, besonders der katholischen Kirche. Daran ist vieles wahr, zugleich aber sind doch die meisten unter uns, wie auch ich, müde geworden, ständig von der Krise als einem Dauerzustand zu sprechen.

Denn wir spüren seit langem, dass es sich nicht um den vorübergehenden Zustand einer Krise handelt, der behoben werden könnte, sondern dass es sich um einen dramatischen Umbruch handelt. Zeichen dafür ist die Geschichte unseres Ruhrbistums von seinen Anfängen an. Als es 1958 gegründet wurde, schlossen in Essen und Umgebung die ersten zwanzig Zechen. Die großen Strukturveränderungen unseres Bistums haben seit der Jahrtausendwende vieles in unserer Kirche vor Ort verändert, auch mit der Hoffnung, dass es hinterher in ruhigeren Bahnen wieder weitergeht. Das war, ist und bleibt eine Illusion.

Die Krise, die vom griechischen Wortsinn her mit Entscheidung und Umbruch zu tun hat, ist kein vorübergehender Ausnahmezustand, der beendet werden kann. Die Kirchenkrise, in der wir stecken, ist und bleibt eine Wirklichkeit. Es geht eben darum, den dramatischen Umbruch, den wir zu bestehen haben, als einen solchen zu begreifen, weil er viel tiefer geht, als jede Krise. Er berührt nämlich die Wurzeln unseres Selbstverständnisses als Christin und Christ, erst recht als katholische Kirche. Denn vieles, was lange Zeit als unantastbar und unveränderlich galt, steht heute infrage. Wer insgeheim immer noch hofft, irgendwann werde die Krise schon überstanden sein und dann werde sich all‘ das, was früher galt, wieder neu und unverändert ins Recht setzen, erliegt ebenso einer Illusion.

Es ist immer gefährlich, Illusionen zu folgen oder gar zu meinen, den Zustand einer vermeintlich

guten alten Zeit wiederherstellen zu können. So eine Haltung verschließt den Blick für die Wirklichkeit von heute und die Realitäten der Welt, in der wir leben. Unsere oberste Aufgabe und auch schönste Pflicht ist es, dieser unserer Welt und den Menschen wirklich zu begegnen und uns dabei nicht von Traumwelten und Illusionen blenden zu lassen. In dieser unserer Welt und in diesen konkreten Menschen unserer Erde zeigt sich Gott – und ruft uns dazu auf, ihn in der Welt, in der wir miteinander leben, zu entdecken und zu bezeugen.

Was also die innerste Mitte von Weihnachten ist, das wird für den Glaubenden im Alltag zur Lebensregel!

III.

Natürlich bewegt mich dabei schon seit langen Jahren, was dies für unser Kirche-Sein und für den Anspruch, unseren Glauben an den Gott Jesu Christi weiterzugeben und Menschen dafür zu begeistern, bedeutet. Ich weiß darauf keine einfachen Antworten und kenne auch keine Patentrezepte. Vielleicht kann es diese aber auch in einer Welt gar nicht geben, in der der Glaube an Gott nicht mehr selbstverständlich ist und in der die Menschen wirklich frei sind zu wählen, woran sie glauben und worauf sie ihr Leben setzen wollen.

Die einfache Wahrheit lautet daher schlicht und ergreifend: Es gibt kein Allheilmittel, das den Trend einer so genannten „Entkirchlichung“ unserer Gesellschaft beenden könnte. Daran werden auch nicht die aus meiner Sicht dringend notwendigen Reformen, die u.a. der Synodale Weg der Kirche in Deutschland beschreibt, etwas grundsätzlich ändern. Aber auch nicht flammende Appelle zu einer „Neuevangelisierung“, die oft so klingen, als bräuchte den Menschen einfach nur besser erklärt zu werden, woran sie glauben sollten, damit sie es denn auch tun.

Nein! Wir werden es gemeinsam aushalten und gestalten müssen, dass eine zunehmende Mehrheit in unserem Land keiner Religionsgemeinschaften angehören will und dass so Religion und Glauben für sehr viele von ihnen noch nicht einmal mehr eine Frage ist.

Das ist ernüchternd und klingt für viele Ohren, so meine Wahrnehmung, nur wenig hoffnungsvoll. Für mich ist aber der tiefste Grund von Hoffnung immer dann erreicht, wenn es um nüchterne und auch demütig machende Einsichten geht, die mit der Wirklichkeit zu tun

haben.

Es braucht nämlich den Mut, endlich damit aufzuhören, an einer verklärten Gestalt von Volkskirche festzuhalten, die es so wahrscheinlich nie gegeben hat, nicht gibt und auch nie geben wird. Die Trauer über den Verlust einer kirchlichen Gestalt, die viel Sicherheit gab und dafür sorgte, dass viele Generationen Heimat und Geborgenheit fanden, verstehe ich bestens. Aber zugleich will ich nicht darüber hinwegsehen, dass in der Volkskirche der vergangenen Jahrzehnte nicht alles einfach nur gut war. Ganz im Gegenteil. Der erhebliche Druck, der geherrscht hat, das eigene Leben an die, oft rigiden, religiösen und auch moralischen Vorstellungen der jeweiligen Zeit anzupassen, darf als wichtiger Grund gesehen werden, warum sich bis heute viele vom Glauben entfernt haben.

Viele Menschen haben darunter gelitten, wenn sie die hohen kirchlichen Normen nicht erfüllen konnten und mit entsprechenden Konsequenzen zu leben hatten. Nicht zuletzt der Skandal des geistlichen und sexuellen Missbrauchs hat mir die Augen geöffnet für die dunklen Schatten der Vergangenheit unserer Kirche, die weit bis in unsere Zeit reichen.

IV.

Schon vor vierzig Jahren, mit dem Beginn meines Studiums der Theologie mit dem Ziel, Priester werden zu wollen, hat mich getröstet, dass die Kirche mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil von ganzem Herzen Kirche in der Welt von heute sein wollte und will. Die beiden großen Texte dieser Kirchenversammlung zur Kirche und zum Volk Gottes, nämlich „Lumen gentium“ und „Gaudium et spes“, verdeutlichen die Notwendigkeit, Zeugnis zu geben von Gottes Reich, das immer wieder stets „im Kommen“ ist, also noch Gegenwart werden will und nicht schon geworden ist. Genau darum geht es mir heute für uns, für unser Bistum und für die Kirche in Deutschland, nämlich Vorsorge zu treffen für eine Situation, die „im Kommen“ ist.

Das bedeutet, offen zu sein für wirklich Neues, ohne sich dabei jede beliebige Tendenz zu eigen zu machen. Denn unser Glaube an den lebendigen Gott verträgt keinen Stillstand. Jeder Versuch, im Namen einer scheinbar unveränderlichen Tradition bedingungslos Veränderungen zu verhindern, ist heute zum Scheitern verurteilt. Tradition ist wie ein Fluss, dessen Wasser sich aus unterschiedlichen Quellen speist, aber doch aus dem Grund der Erde stammt und dann stets in

Bewegung bleibt. Christlicher Glaube wurzelt im Grund des Evangeliums und damit in der Tiefe Gottes und seiner Offenbarung. Und doch speist er sich in dieser Welt aus sehr unterschiedlichen Quellen von menschlichen Kulturen, zeitgeschichtlichen Epochen und Einsichten.

Unter der Voraussetzung von Grundeinsichten, die uns im „Credo“ gegeben sind, zeigt sich doch, dass Tradition nicht einfach ein festgeschnürtes Paket ist, das wir unveränderlich durch alle Zeiten tragen und dabei vergessen, dass es immer wieder neu gedeutet werden muss, um verstanden zu werden. Es gehört zur Vielfalt des Katholischen, den Glauben mit der jeweiligen Zeit und den Fragen der Menschen dieser Zeiten zu verbinden, um stets neu danach zu fragen, wie das Evangelium in der konkreten Situation zu verstehen ist und was das konkret heißt. Immer schon hat dies durch die Geschichte hindurch zu großen kontroversen Debatten geführt, an deren Ende bestimmte Wertorientierungen standen, aber auch oft große Reformen folgten.

Gerade die Geschichte unserer christlichen Kirchen in ökumenischer Weite machen Mut, keine Angst vor den schwierigen Auseinandersetzungen um diese Zukunft zu haben. Vielmehr möchten doch viele begreifen, dass diese Auseinandersetzungen wichtig sind. Sie setzen auf allen Seiten allerdings die Bereitschaft voraus, die andere Position ernsthaft verstehen zu wollen und darauf zu vertrauen, dass Gottes Geist gerade dort wirkt, wo Menschen mit unterschiedlichen Positionen aufeinander zugehen, voneinander lernen und im gemeinsamen Suchen auch tragfähige Antworten finden.

Es besorgt mich zurzeit sehr, wie zuweilen außerhalb der Kirche, aber mit welcher Unbarmherzigkeit oft auch innerkirchlich viele Auseinandersetzung geführt werden. Manche Themen werden dabei zu Schauplätzen äußerst intensiver und verletzender Anfeindungen, oft getarnt im Mantel vermeintlicher Rechtgläubigkeit oder auch Zeitgerechtigkeit. Einige gehen dabei sogar so weit, den anderen, deren Haltung sich von der ihrigen unterscheidet, ihr Katholisch-Sein abzusprechen. Das dürfen wir niemals zulassen! Das widerspricht auf fundamentale Weise dem Evangelium und damit den Menschen, die um den Glauben ringen. Stattdessen sollten wir für ein Christentum und eine lebendige Kirche eintreten, die Menschen in ihrer Unterschiedlichkeit verbindet und für Ausgleich und Versöhnung sorgt.

Letztlich erstreckt sich dies übrigens nicht zuletzt auch auf unsere Demokratie, die Freiheit, den

Frieden und die Gerechtigkeit, sowie die Meinungs- und Religionsfreiheit aller. Wir stehen in Zeiten, in denen vieles davon nicht mehr wirklich garantiert ist. Ich bin mir aber sicher, dass wir bei diesen Herausforderungen ganz nah bei der Versöhnungs- und Erlösungsbotschaft des Evangeliums sind, um verantwortet Vorsorge für eine Situation treffen zu können, die „im Kommen“ ist.

V.

Dabei ist die Größe unserer Glaubensgemeinschaft letztendlich zweitrangig. Deshalb dürfen und müssen wir auch kirchliche Strukturen und Standards loslassen, die in frühen Zeiten ihre Berechtigung hatten, heute aber nicht mehr in unsere Wirklichkeit passen und mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln auch gar nicht mehr aufrechterhalten werden können. So wünsche ich mir für uns im Ruhrbistum, dass es uns weiterhin mutig und entschieden gelingt, solche neuen Perspektiven einzunehmen, die vielmehr das in den Mittelpunkt stellen, was unser Christ- und Kirche-Sein hier und jetzt wirklich stärkt und bedeutsam macht.

Wir haben nicht umsonst in den zurückliegenden Jahrzehnten bereits vieles getan und durch bisherige Reformschritte wichtige Voraussetzungen geschaffen, um auch jetzt handlungsfähig zu bleiben. So danke ich ausdrücklich allen, die sich in unserem Bistum, ehrenamtlich wie auch hauptberuflich, auf ganz unterschiedliche Weise für ihre Mitmenschen einsetzen.

Strukturveränderungen kosten viel Kraft, aber sie helfen auch dabei, in unseren Pfarreien, Gemeinden, Gemeinschaften und an den Orten, an denen die Not groß ist, immer wieder präsent zu sein. Wie Vieles wird in unseren konkreten Gemeinden und Pfarreien vor Ort, in unseren Gemeinschaften, Kindertageseinrichtungen, Schulen, Caritasverbänden, Krankenhäusern und Bildungsorten, Pflege- und Gesundheitseinrichtungen und an anderen Orten füreinander und miteinander getan, um Gottes Liebe im Miteinander zu begreifen: Das alles rührt mich immer wieder an! Das ist Kirche! So viele bewegen unsere Kirche und unsere Gesellschaft zum Guten hin. Dafür danke ich Ihnen!

VI.

Umso mehr belastet mich, genauso wie Sie alle, dass in unserer Kirche durch den Missbrauchsskandal unfassbar viel Schlimmes geschehen ist und wohl auch immer noch geschieht. Besonders erschreckend waren im vergangenen Jahr die Missbrauchsvorwürfe gegen

meinen ersten Vorgänger, den Gründerbischof des Bistums, Franz Kardinal Hengsbach. Viele von Ihnen sind schockiert oder gar verzweifelt, weil der Schrecken der sexualisierten Gewalt in unserer Kirche kein Ende nimmt und nun einen, weit über das Ruhrbistum hinaus, verehrten und bekannten Kardinal betrifft.

Wir haben auf der einen Seite ein regelrechtes Erdbeben erlebt, weil mit dieser bischöflichen Identifikationsfigur lange Zeit auch eine Idealvorstellung von Kirche verbunden worden ist, die endgültig zerbricht. Zugleich haben mir viele Menschen, die die damalige Zeit noch erlebt haben und davon berichten können auf der anderen Seite, auch deutlich signalisiert, dass diese kirchengeschichtliche Epoche unseres Bistums keineswegs nur ideal und gut gewesen ist, sondern vielerlei Schattenseiten hatte. Das ist schwer auszuhalten. Mir ist bewusst, dass das sehr viele Menschen in unserem Bistum zerreißt. Aber es führt kein Weg daran vorbei, uns gemeinsam diesen bitteren Realitäten zu stellen. Das ist ein Teil von Aufarbeitung. Hier gilt: Die Wahrheit macht frei, weil die Wirklichkeit freimacht.

Erst recht gilt unter dieser Rücksicht: Ein einfaches „Weiter so!“ kann für uns keine Option sein. Manche Menschen behaupten allerdings, Reformkräfte würden die schrecklichen Missbrauchsverbrechen bloß für ihre Zwecke nutzen, um bestimmte kirchenpolitische oder andere Themen durchzusetzen. Ich habe mich immer gegen solche haltlosen Unterstellungen verwahrt, zumal sie aus meiner Sicht eines der wesentlichen Zeichen der Zeit verkennen: Wenn wir es als Kirche wirklich ernst nehmen, konsequent auf die Stimmen derer zu hören, die von Machtmissbrauch und sexualisierter Gewalt betroffen sind, dann ist es auch unsere christliche Pflicht, alle Strukturen zu verändern, die diese schrecklichen Verbrechen begünstigt haben. Und das reicht über eine Bekehrung des Einzelnen und seiner Haltungen weit hinaus. Ich bin mir zudem sehr sicher, dass solche Veränderungen entschieden zu einer solchen Kirche beitragen, in der sich auf Dauer Menschen wieder neu wertgeschätzt und beheimatet wissen können und keine Angst mehr haben müssen.

Unter dieser Rücksicht bewegt es mich übrigens auch sehr, dass die Missbrauchsvorwürfe gegen den ersten Bischof von Essen in der jungen und jüngeren Generation, die Kardinal Hengsbach gar nicht mehr kannten, oft nur noch ein Schulterzucken auslösen und mit dem Hinweis abgetan werden, dass das ja von der Kirche eh schon bekannt sei. Hier sehen wir erst recht, gerade mit

einem Blick auf diejenigen, die die nächsten Jahre mitgestalten werden, wie dramatisch die Lage der Kirche geworden ist.

VII.

In den kommenden Jahren werden wir darum erst recht einige große Schritte weitergehen müssen, die sich strukturell, aber auch spirituell abzeichnen, um Vorsorge zu treffen für eine Zeit, die „im Kommen“ ist. Weil wir die Kirche in der „überkommenen“ Gestalt nicht um jeden Preis retten müssen und auch gar nicht können, werden wir auf der Grundlage, nicht nur des laufenden Pfarrentwicklungsprozesses, in den nächsten fünf bis fünfzehn Jahren ein weiteres Kapitel unserer Veränderungswege aufschlagen und uns dabei vor allem der Perspektive nähern, Kirche „mitten in der Stadt“ neu zu denken.

Denn wir sehen längst, dass ein flächendeckendes und von vielen Hauptberuflichen verantwortetes Angebot, wie in der Vergangenheit, nicht mehr ausreicht und auch nicht mehr möglich ist. Unsere Pfarreien sind längst an die Grenzen ihrer Kräfte gekommen – und darin die Hauptberuflichen genauso wie die Ehrenamtlichen. Das kann und darf kein Dauerzustand sein. Wir sehen zudem, dass nicht nur die Strukturen großen Veränderungen unterliegen, sondern ebenso auch die Spiritualität, nämlich die Frage des Geprägtseins durch die Eucharistie, durch das tägliche Gebet und durch viele, zum Teil lange in unserer Tradition bewährte Ausdrucksformen von Frömmigkeit.

Was tun wir mit der Frömmigkeit in einer lauten Welt? Wie üben wir neu die Stille ein? Wie entdecken wir den Schatz der sonntäglichen Eucharistie und der Gemeinschaft, in und mit der wir sie feiern und die uns trägt? Wie entdecken wir immer wieder neu den Brückenschlag zwischen unserer alltäglichen Arbeit und den Herausforderungen, die zu bestehen sind, um darin das Evangelium zu leben und das ganze Leben in diesem Licht zu deuten? Lauter spirituelle Fragen, die uns alle angehen.

Darum sind eben nicht nur weitere Wege des Zusammenrückens unumgänglich. Es wird einer der großen Kulturschritte sein, die wir jetzt gehen müssen, nämlich das für uns geistlich Verbindende zu suchen und danach zu fragen, wie es in unserer oft so städtisch geprägten Region gelingen kann, christliches Leben in großer Weite und Offenheit lebendig zu erhalten, und zwar erst recht

in den Generationen, die folgen. Ich bin davon überzeugt, dass wir kirchliches Leben für die kommende Generation sehr vielfältig und zugleich räumlich breiter entwickeln müssen und dabei auch die digitale Weite ganz neu zu entdecken haben.

Auf eine große Vielfalt zu setzen, das tun wir schon heute und wissen ebenso, dass unsere Kirche weit mehr ist als Kirchengebäude vor Ort. Sie lebt in Schulen, Kitas, Caritas, Verbänden und Gemeinschaften unterschiedlicher Art. In dieser Vielfalt gilt es, sich stärker zu verbinden.

VIII.

Ich weiß, dass diese Perspektiven vielen Menschen große Sorgen bereitet. So nutze ich die Gelegenheit zu ermutigen. Ich erlebe nämlich bei uns nach wie vor sehr viele Menschen, für die das christliche Leben große Bedeutung hat. Aus vielen Begegnungen weiß ich, dass es eine intensive und auch neugierige Suche nach Sinn und Orientierung gibt, genauso wie einen tiefen Wunsch nach Vergemeinschaftung. Dafür aber braucht es Identifikationsorte von Kirche, die sehr unterschiedlich sein müssen, manchmal spezialisiert auf nur eine einzige Aufgabe, aber vor allem dafür, Menschen mit ihren Fragen, Bedürfnissen und Nöten sammelnd bestmöglich gerecht zu werden. Es bedeutet auch, in viel stärkerem Maße als bisher lernen zu müssen, eine Diasporakirche zu sein, die große Räume braucht, um Resonanzen zu erzeugen und Menschen zu sammeln. Weil wir weniger werden, müssen wir zusammenrücken! Dafür lohnt es sich, zu arbeiten und alle Mühe auf sich zu nehmen.

Bei aller Entschiedenheit, jetzt gemeinsam diese Wege zu erkunden, will ich die Ängste und Bedenken, die ich auch persönlich habe, nicht verschweigen. Diese Aufgabe, Kirche weiterzuentwickeln und ihre werdende Gestalt zu verantworten, wird uns viel abverlangen. Wut und Trauer über das endgültige Abschiednehmen von einer „Kirche der nahen Wege“, in der sich viele von uns beheimatet fühlten und fühlen, brauchen Zeit und Raum.

Zugleich aber müssen wir heute anfangen, neue Wege zu beschreiten, die eben immer mit manchem Abschied verbunden sind. Einfach stehen zu bleiben und alles dabei zu belassen wie es ist, wird am Ende nur dazu führen, gar nicht mehr handeln zu können und in der Bedeutungslosigkeit zu versinken: bedeutungslos in spiritueller, gesellschaftlicher und moralischer Hinsicht, aber eben auch bedeutungslos für das Wachhalten der Gottesfrage in einer

nachsäkularen Zeit. Die größte spirituelle Herausforderung, die wir zu bestehen haben, ist es, wach für Gott einzustehen, uns von Gott berühren, im Denken bestimmen und im Glauben stärken zu lassen. Christen sind der tiefsten Überzeugung: Wo der Mensch ist, da ist Gott! Da entsteht Gemeinschaft. Da lebt die Kirche, in deren Mitte Jesus Christus steht, lebt und wirkt.

Manchmal denke ich dabei, dass das Christentum insgesamt, aber auch unsere Kirche, heute wieder mehr und mehr dem ähnelt, wie sie bei ihrem Anfang nach Ostern und Pfingsten gewesen ist. Das Christentum war immer die Religion von Menschen auf dem Weg. So beschreibt sie vor allem die Apostelgeschichte. Die Herausforderung, sich der bleibenden Bedeutung der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus sowie seines Todes und der Auferstehung immer wieder neu zu vergewissern, ist nicht ein besonderes Phänomen unserer Zeit. Der Auftrag, Erinnerungen an die Worte und Taten des Auferstandenen so weiterzugeben, dass sie unter den Glaubenden und vielen Menschen lebendig bleiben, beschreibt den Anfang unserer Kirche. Da stehen wir!

Dieser Aufgabe treu zu bleiben, ist meine Hoffnung und mein Wunsch. Dazu segnet uns Gott. Der aaronitische Segen aus dem Buch Numeri steht über jeder und jedem Einzelnen und über uns als Kirche: Gott segnet und behütet uns. Er lässt sein Angesicht über uns leuchten und ist uns gnädig. Er wendet uns sein Angesicht zu und schenkt uns Frieden (vgl. Num 6, 24-27).

So wünsche ich Ihnen, Ihren Familien, allen Menschen, mit denen Sie leben und mit denen wir zusammen Kirche sind und unsere Wege gehen, Gottes reichen Segen und Gottes gütiges Weggeleit im neuen Jahr 2024. Amen.